Zeitbegriff, Strukturgeschichte und Ereignisanalyse : Berührungspunkte von politischer Wissenschaft und Historie im Studium temporaler Strukturen

Autor(en): **Ruloff, Dieter**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Annuaire suisse de science politique = Schweizerisches Jahrbuch für Politische Wissenschaft**

Band (Jahr): **19 (1979)**

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-172173

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

ZEITBEGRIFF, STRUKTURGESCHICHTE UND EREIGNISANALYSE: BERÜHRUNGSPUNKTE VON POLITISCHER WISSENSCHAFT UND HISTORIE IM STUDIUM TEMPORALER STRUKTUREN

von Dieter Ruloff
Dr. phil.,
Assistent an der Forschungsstelle für
Politische Wissenschaft der Universität Zürich

Ziel des Aufsatzes ist es, unangemessenen Vorstellungen über Zeitbegriff und Strukturbegriff abzuhelfen, und zwar zunächst in einer operationalen Definition von Zeit und Struktur. In diesem Zusammenhang wird auf die zentrale Bedeutung der Wahl des Zeitquantes der Beobachtung und des unterstellten Zeithorizontes verwiesen, vor dessen Hintergrund sich nicht nur Strukturen erst als solche konstituieren, sondern jedes empirische Material, auch die vielberufenen Fakten und Ereignisse. In einer kritischen Würdigung des Programms des französischen Geschichtsstrukturalismus und seiner Theorie historischer Zeiten werden Probleme der Analyse historischer Prozesse mit wechselnden Geschwindigkeiten aufgezeigt, wie sie auch in der Politischen Wissenschaft, vornehmlich in der Ereignisanalyse, relevant werden. Das Problem einer auf Zeitschriftenauswertung basierenden Ereignisanalyse besteht demnach darin, dass nicht der Forscher aus theoretischen Überlegungen heraus das Zeitquant der Beobachtung wählen kann, sondern dieses durch Nachrichten-Redaktionen diktiert erhält.

Le but du présent article est de clarifier les concepts de temps et de structure, en commençant par leur définition opérationnelle. On souligne ensuite l'importance centrale du choix du quantum temporel de l'observation qui détermine l'horizon temporel sous-jacent et constituant ces structures ainsi que l'ensemble du matériel empirique, comme les soi-disants faits et événements. Un examen critique du programme du structuralisme historique français et de sa théorie des temps historiques indique les problèmes de l'analyse de processus historiques de vitesses différentes. Ces problèmes sont aussi pertinents pour la science politique, notamment dans l'analyse événementielle dont les données proviennent de la presse. Par conséquent, ce n'est pas le chercheur qui choisit le quantum temporel sur la base de considérations théoriques mais celui-ci lui est dicté par les rédactions.

Die Frage nach der Zeit und ihrem Wesen wird in der Regel weder in der Historie, noch in der Politischen Wissenschaft gestellt. Die Historie löst das Problem im Begriff der Geschichtlichkeit auf: Jedem historischen Phänomen ist in seiner Erklärung nur gerecht zu werden, wenn es auf den entsprechenden historischen Hintergrund relativiert und in seiner Singularität begriffen wird.

Sicherlich bezeichnet auch der Historiker sowohl die Siedlungen des antiken Griechenland als auch die Ballungszentren der modernen Industriegesellschaft als „Stadt"; wer wollte jedoch bestreiten, dass Im Vergleich beider Phänomene mehr als nur oberflächliche Gemeinsamkeiten zutage treten könnten. Auf dem Wege von der antiken Polis zur modernen Gross-„Stadt" haben sich gewaltige Veränderungen vollzogen. Die Idee der Historizität lebt jedoch vom Bewusstsein des steten Wandels. Nichts ist dem Historiker so selbstverständlich wie die Tatsache, dass sich Strukturen wandeln. Umso unverständlicher, ja geradezu naiv muss es ihm scheinen, wenn derartige Strukturen schlicht hypostasiert werden, wie es in den Sozialwissenschaften in aller Regel der Fall ist. Da kann der Vorwurf, ahistorisch zu verfahren, wohl kaum erstaunen. Er ist sogar (ganz ohne jede Wertung) faktisch berechtigt.

In der Tat haben die Sozialwissenschaften die Dimension der Zeit im Sinne der Zeitlichkeit ihres Forschungsobjektes aus ihren Forschungsprogrammen verdrängt. Nur wenige sozialwissenschaftliche Theorien messen dem Faktor der Zeit tatsächlich entscheidende Bedeutung bei. Sie scheinen für eine Gegenwart gemacht, deren Grenzen zur Zukunft und zur Vergangenheit hin fliessend verlaufen. Andererseits wird jedoch, wer Lösungen für die Probleme von heute sucht, mit Reflexionen zur Vergänglichkeit dieser Probleme oder weit zurückreichenden Spekulationen zu ihrer Genese kaum auf Verständnis stossen. Man darf also die Tatsache nicht übersehen, dass die oft beklagte *Geschichtslosigkeit* der Sozialwissenschaften auch eine wichtige kognitive, nämlich das Bewusstsein entlastende Funktion besitzt: Theorien sind strategische Vereinfachungen, die zunächst von allem abstrahieren müssen, was für den interessierenden Zeitraum als konstant zu gelten hat. Was nützt die Rückbesinnung auf die antike Polis bei der Entwicklung einer Theorie der Entstehung städtischer Slumgebiete? Wenn wir ehrlich sind, so muss die Antwort lauten: nichts. Selbstverständlich sagt dies wiederum nichts zur Relevanz der Alten Geschichte schlechthin aus, was ebenfalls nicht verschwiegen werden darf.

Antworten auf die Frage nach der Bedeutung der Zeit und ihrer Beziehung zum Begriff der Struktur sind sicherlich nicht leicht; ihre Relevanz leuchtet spontan nicht ein, wenn man nicht gewohnt ist, über die Grenzen der eigenen Disziplin hinaus zu schauen, beispielsweise als Politologe jene Entwicklungen zur Kenntnis zu nehmen, die sich im Bereich der Geschichtsforschung abspielen. Überlegungen in diese Richtung lohnen jedoch immer, und sei es auch nur, um *naive Zeitvorstellungen* zu überwinden, weil „die Gefahr gross ist, dass man unangemessen denkt", wie Niklas Luhmann betont hat.[1] Das unangemessene Denken ist jedoch keinesfalls nur ein Vorrecht der empirischen Sozialwissenschaften. Auch in der Historie finden sich noch oft genug Indizien dafür, dass Zeit mit der Kalenderzeit schlechthin gleichgesetzt wird, als ob es nur diese gäbe.

1 Niklas Luhmann, „Weltzeit und Systemgeschichte", in: *Geschichte und Theorie. Umrisse einer Historik*, hrsg. von Hans Michael Baumgartner und Jörn Rüsen, Frankfurt 1976, S. 337–386, Zitat S. 346.

In einer pragmatischen Wendung des Problems, die Wesensfragen aus dem Wege geht, soll zunächst eine operationale Definition von Zeit geliefert werden. Wir fragen danach, wie Zeit gemessen wird und wie Zeitmassstäbe gewonnen werden. Vor allem aber wird die Frage zu beantworten sein, welche Kriterien eine Auswahl unter Zeitmassen ermöglichen. Mit dem ersten Teil des Problems sind wir vertraut, und zwar so vertraut, wie wir unsere Uhr benutzen oder den Kalender verwenden.

Die Frage der Zeitmessung ist jedoch weniger banal, als es den Anschein hat. Unsere Uhrzeit und unsere Kalenderzeit sind lediglich ein weiteres Beispiel für jenes Phänomen der *symbolischen Generalisierung,* die kulturelle Leistungen fundamentaler Art auf einen Code bringt und in ihrer Komplexität ungeheuer reduziert, damit aber erst für eine universelle Verwendung praktikabel macht. Wer heute seine Zahlungen in Form von Geld oder Überweisungsaufträgen tätigt, der macht sich in der Regel keine Gedanken darüber, dass Geld als symbolischer Code im Grunde komplizierte Tausch- und Verrechnungsprozesse repräsentiert, von denen ihn die Verwendung dieses Codes entlastet. Wer heute seinen Kalender verwendet, um Termine weit voraus zu planen, der macht sich in der Regel ebenfalls kaum Gedanken darüber, dass die Kalenderzeit als symbolischer Code ihn von einer Fülle schwieriger Koordinierungsprobleme entlastet, zumal beides, die Entstehung des Geldes und die Entstehung der Kalenderzeit noch mehr, historisch weit zurückliegende Entwicklungen sind.

Die Erfahrung, dass Zeit auch anders gemessen werden kann, ist bei der universellen Verbreitung unserer Kalenderzeit zunächst, d. h. im Bereich der eigenen Lebenswelt, nicht ohne weiteres zu machen. Leicht ist hingegen einzusehen, dass sich Zeitmassstäbe prinzipiell an jedem Prozess kontinuierlichen Wandels gewinnen lassen. Die technische Revolution in der Uhrenherstellung, die von den Fortschritten in der Miniaturisierung elektronischer Schaltkreise ausgelöst worden ist, hat dies für jedermann augenfällig gemacht. Ganz generell kann gesagt werden, dass alle Systeme, die mehr als einen Zustand annehmen können, also zu Wandel fähig sind, *Zeit konstituieren.* Auch die Abfolge von Ereignissen konstituiert Zeit, wobei jedoch diese Zeit in aller Regel im Vergleich zur Kalenderzeit nicht gleichförmig, ja mitunter sogar diskontinuierlich verläuft. Die eigene Selbstbiographie, die man zu Zwecken der Bewerbung verfasst, verdeutlicht dies am besten. Wer jene Ereignisse beschreibt, die zwischen Eintritt in die Universität und dem akademischen Abschlussexamen liegt, verwendet den Gang des Studiums als Zeitmassstab, und, vor diesem, die vorausliegenden Stationen seiner Ausbildung: Da folgt nach dem Eintritt in die Primarschule die Aufnahme in das Gymnasium, danach die Matur und die Universität, also ein Nacheinander von Ereignissen, die nach den Kriterien der Kalenderzeit nicht aufeinander folgen können.

Selbstverständlich kann Wandel nur vor einem fixen Hintergrund überhaupt als solcher ausgemacht werden: Erst wenn zumindest einige Elemente unserer Umwelt sich nicht verändern (und sei dies auch nur die Erinnerung an diese), lässt sich der Wandel des Restes überhaupt als solcher erfassen. Dies mag die

Tatsache erklären, dass jene, die mitten im Wandlungsprozess stehen, die Tatsache des Wandels oftmals als letzte gewahr werden: Es fehlt ihnen jener archimedische Punkt ausserhalb der Vorgänge, der einen Massstab abgeben könnte!

Allerdings leuchtet es zunächst ein, dass die Messung der Zeit vornehmlich kontinuierlichen und konstanten Wandel bevorzugt, wie er im Bereich physikalischer Systeme zu finden ist. Für den täglichen Bedarf und auch für den Bedarf des Historikers und Politologen reicht die Kalenderzeit aus, zumal man auf ihrer Basis andere Zeitmassstäbe definieren kann: Eine Generation, ein durchschnittliches Menschenalter, eine Hochkonjunktur, eine Legislaturperiode, eine Administration. Die Kalenderzeit als Massstab kontinuierlichen Wandels erlaubt überhaupt erst eine Charakterisierung anderer Formen des Wandels als diskontinuierlich und variabel. Da soziale Prozesse in aller Regel mit wechselnden Geschwindigkeiten und zudem oft diskontinuierlich verlaufen, scheinen sie zunächst als universelle Massstäbe der Zeitmessung ungeeignet. Dennoch hat sich mitunter sogar die Abfolge historischer Ereignisse als Zeitreferenz bewährt; man spricht beispielsweise von der Vorkriegs- und der Nachkriegszeit und ist möglicherweise erstaunt, dass die erstere bereits über 30 Jahre zurück liegt.

Selbstverständlich wird, wer den Wandel beschreiben oder zunächst beobachten möchte, das *Zeitquant* der Betrachtung dem interessierenden Vorgang anzupassen haben: Der Wandel politischer Institutionen lässt sich beispielsweise nicht mit der Stoppuhr messen! Wenn man Lübbe folgend jene Phänomene, die wir als historische Ereignisse zu bezeichnen gewohnt sind, als Produkte der Interferenz nicht-synchroner Wandlungsprozesse versteht,[2] so erklärt dies zumindest die Tatsache, dass die Rekonstruktion temporaler Strukturen in der Erzählung, die die Abfolge von Ereignissen als kontinuierlich[3] zu präsentieren hat, mit variablen Zeitmassstäben arbeiten muss!

Basierend auf der Vorstellung, nach der systemischer Wandel Zeit konstituiert, lässt sich nun auch bestimmen, was für die Sozialwissenschaften Gegenwart ist, obwohl es diese, in einem ganz banalen Sinne als ein Stillstehen der Zeit quasi, gar nicht geben kann, weil Wandel überall präsent ist. Tatsächlich gibt es für den Historiker, wie Wehler betont hat,[4] „in gewisser Hinsicht nur Vergangenheit und Zukunft", denn die Gegenwart hat für ihn „allenfalls die Breite eines Rasiermessers, dessen Klinge unaufhörlich Teilstücke der Zukunft abschneidet und der Vergangenheit zuweist". Wehler irrt jedoch, wenn er Vergangenheit und Zukunft als quasi ontologische Kategorien einführt, die für eine Gegenwart keinen Platz lassen. Auch die Vergangenheit und Zukunft sind analytische Kon-

2 Hermann Lübbe, *Geschichtsbegriff und Geschichtsinteresse. Analytik und Pragmatik der Historie,* Basel Stuttgart 1977, S. 145 ff.

3 Die Erzählung erst konstituiert eine Kontinuität in der Abfolge von Ereignissen. Diese Kontinuität ist Baumgartner zufolge nur Artefakt. Vgl. Hans Michael Baumgarnter, *Kontinuität und Geschichte. Zur Kritik und Metakritik der historischen Vernunft,* Frankfurt 1972.

4 Hans-Ulrich Wehler, *Geschichte als historische Sozialwissenschaft,* Frankfurt 1973, S. 16.

strukte, die sich zudem als recht flexibel erweisen, wenn man den zeitlichen Bezugsrahmen wechselt. Gegenwart lässt sich zudem erfahren, genauso wie Zeit. Niemand würde beispielsweise auf die Idee kommen, im Alltagszusammenhang von den nächsten Sekunden oder auch nur der nächsten Stunde als von „unserer Zukunft" zu sprechen! Im selben Zusammenhang wird man von den vorausgegangenen Tagen nicht als der Vergangenheit sprechen. Was die operationale Definition von Gegenwart betrifft, so ist die Lösung einigermassen trivial; Gegenwart ist offensichtlich jener Bereich, für den wesentliche Bezugspunkte (ausser jenen der Uhr- und Kalenderzeit) als konstant zu gelten haben.

Da jede Beobachtung von Wandel einen Hintergrund fixer Strukturen benötigt, weil zudem aber jede Erklärung des Wandels diesen auf seine strukturellen Ursachen zurückführen muss, kann die Gegenwart als jene Zeitspanne bezeichnet werden, für die mit einiger Berechtigung ein struktureller Hintergrund als fix vorausgesetzt werden kann. Wie dieser Hintergrund konkret aussieht, hängt selbstverständlich von materialen Aspekten der Fragestellung ab. Man wird beispielsweise das Zeitquant so zu wählen haben, dass die interessierenden Phänomene überhaupt zu beobachten sind. Wer die Entwicklung der Popularität eines Regierungschefs untersucht, wird möglicherweise die entsprechenden Daten in Abständen von Wochen erheben; dies stundenweise zu tun, wäre sicherlich technisch problematisch, ganz sicher aber unökonomisch, weil nicht notwendig. Ebenso unsinnig wäre es jedoch, die entsprechenden demoskopischen Daten in Abständen von 10 Jahren zu erheben; das Phänomen wäre womöglich gar nicht mehr zu beobachten. Die Gegenwart, also jener Zeitbereich, für den eine derartige Betrachtung überhaupt relevant ist, lässt sich ebenfalls klar abgrenzen. Es ist jene Zeitspanne, für die gewichtige politische Strukturen als unverändert anzunehmen sind, wie beispielsweise die Resultate der letzten Wahlen und die daraus resultierenden Mehrheitsverhältnisse im Parlament sowie selbstverständlich das Regierungssystem und seine Institutionen. In dem Moment, wo auch nur ein Aspekt des strukturellen Hintergrundes in Fluss gerät, wenn sich beispielsweise die Mehrheitsverhältnisse im Parlament ändern, muss mitunter das gesamte Konzept der Analyse geändert werden, sofern die Fragestellung noch relevant ist. In dem Falle also, dass gewichtige Elemente des strukturellen Hintergrundes sich verändern, hat die Zukunft begonnen, die Gegenwart wird Vergangenheit.

Andere Fragestellungen bedingen selbstverständlich die Wahl eines anderen Zeithorizontes und Zeitquantes. Wer heute im ökonomischen und sozialen Bereich Phänomene des Wandels untersucht, wird es möglicherweise schwer haben, überhaupt festen Boden für seine Studie zu gewinnen. In der Regel setzt die Sammlung von Zeitreihendaten für Grössen wie Preise, Löhne, Arbeitszeit und Arbeitslosigkeit oder Verteilung des Reichtums usw. zumindest einen Teil des politischen und des internationalen Systems als fix voraus. Das mag in einigen Fällen zurück bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges angehen, in anderen Fällen bis in die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg. Wer jedoch den Wandel ignoriert, wer beispielsweise ein System von Indikatoren, das sich für die Gegenwart bewährt,

auf eine andere Zeit und ein anderes System überträgt, der ist vor Fehlschlüssen nicht sicher. So ist es meines Erachtens völlig unsinnig, Skalenwerte auf dem GINI-Index der Landverteilung für sozialistische Länder zu berechnen oder für Länder mit sozialistischen Revolutionen oder Machtübernahmen (Osteuropa, Cuba) über den entsprechenden Zeitpunkt hinaus feststellen zu wollen, da die Voraussetzung einer sinnvollen Interpretation der Ergebnisse, nämlich die Möglichkeit des privaten Besitzes an Grund und Boden, meist nur noch sehr bedingt gegeben ist. Dies mag die Schwierigkeiten in Ansätzen erkennen lassen, die sich der Entwicklung eines Systems *historischer Indikatoren* entgegen stellen.

Wenn Wandel Zeit konstituiert, so lässt sich auf der Basis des so bestimmten Zeitbegriffes auch eine operationale Bestimmung des *Strukturbegriffes* leisten, die dazu geeignet sein könnte, dem unangemessenen Denken auch in diesem Bereich abzuhelfen. Besonders für den Strukturbegriff gilt, dass sich ausserhalb des Kreises systemtheoretisch interessierter Fachleute zwar mancher vieles, sicherlich viele auch manches, jedoch wenige nur etwas einigermassen Klares und Vernünftiges vorstellen. Dies mag zum Teil die Folge jener explosionsartigen Ausbreitung des Modewortes „Struktur" sein, die in den letzten Jahren in den Sozialwissenschaften stattgefunden und inzwischen längst auch auf die Historie übergegriffen hat. Es wird heute dort verwendet, wo man vor längerer Zeit noch von Mustern und Formen gesprochen hätte. Im sozialwissenschaftlichen und historischen Umfeld begreift man nicht selten als Strukturen jenes Repertoir sozio-ökonomischer und politischer „hardware", das vornehmlich die Institutionen einer Gesellschaft umfasst, von der Familie bis zu Konzernen, Parteien, Parlament. Das unangemessene Denken stellt sich historische Strukturen als „Gehäuse" vor, „die die Geschichte auf ihrem Voranschreiten zurückgelassen hat".[5] Es sind dies jene Formen, von deren aktuellem Inhalt man abstrahieren kann. Schon der Begriff des Strukturwandels zeigt jedoch, dass offenbar auch Formen und nicht nur ihre Inhalte einem Wandel unterliegen.

Aus operationaler Sicht und auf der Basis unseres Zeitverständnisses ist jedoch auch eine Definition des Strukturbegriffes einigermassen problemlos. Ein Vergleich empirischer Studien wird recht rasch erweisen, dass Strukturen offenbar jene Bestandteile des analysierten Systems sind, die sich vor dem Hintergrund des gewählten Zeithorizontes als konstant erweisen und mithin als Bezugspunkte verwerten lassen, die Wandel sichtbar und erklärbar machen. Strukturen sind als solche nicht schlechthin gegeben, sondern konstituieren sich vor dem gewählten Zeithorizont. Auch Strukturen verändern sich; dies widerspricht jedoch nicht der obigen These, nach der Strukturen die fixen Bestandteile eines analysierten Systems sind. Der Begriff des Strukturwandels deutet lediglich darauf hin, dass der gewählte Zeithorizont und das gewählte Zeitquant in Fluss geraten. Die Schwierigkeiten der französischen Strukturgeschichte mit einigen

5 Dieter Groh, *Kritische Geschichtswissenschaft in emanzipatorischer Absicht*, Stuttgart 1973, S. 84.

Bereichen der neueren Historie jenseits der französischen Revolution sind letztlich vor allem auf die tendenzielle Abneigung zurückzuführen, den Zeithorizont der langen und mittleren Dauer aufzugeben, der zwar für die Geschichte des vorindustriellen Europa noch diskutabel ist, jedoch in dem Moment, da die vornehmlich ökonomischen Strukturen der alten europäischen Agrargesellschaft auch aus dem Blickwinkel eines kleineren Zeitquants in Bewegung geraten, umso problematischer wird.

Wie sehr die Grösse des gewählten Zeitquants der Beobachtung nicht nur die Erfahrung dessen bestimmt, was als Struktur und was als Wandel zu gelten hat, sondern überhaupt jede Beobachtungstatsache, jedes Faktum im Grunde erst *konstituiert,* hat bereits in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts K. E. von Baer in einer Abhandlung über die „Abhängigkeit unseres Weltbildes von der Länge unseres Moments" festgestellt.[6] Einem „Inframenschen" von nur einem Hunderttausendstel der menschlichen Lebensdauer mit entsprechend kleinerem Erfahrungsmoment, aber allen sonstigen Fähigkeiten des intelligenten Erwachsenen unserer Zeit, würde zweifellos zu vollständig anderen Konstatierungen gelangen, wie dieser. Es wäre ihm beispielsweise die fundamentale Erfahrung der Differenz von Tag und Nacht verschlossen. Lässt man das Zeitquant der Beobachtung einmal stetig bis gegen null abnehmen, ein andermal stetig gegen Unendlich wachsen, so erhält man Transformationen der menschlichen Wahrnehmungswelt, die im zweiten Falle alles in totale Veränderung auflöst und auch vor den fundamentalen Naturkonstanten der Physik nicht halt macht, die im ersten Falle hingegen die Welt in vollständiger Bewegungslosigkeit erstarren lässt. Zumindest für den sozialen und politischen Bereich scheint jenes subjektive Zeitquant, das letztlich die Konstruktion unseres Weltbildes, d. h. vornehmlich die Erfahrung von Wandel, Strukturen und Tatsachen steuert, aus jenem Zeithorizont gewonnen zu sein, der für den Alltagsbereich und den Bereich unserer professionellen Betätigung Gegenwart konstituiert. Intersubjektive Abweichungen sind hierbei wohl die Regel, aber selten von entscheidender Grösse.

Während sich dem Sozialwissenschaftler offenbar zumindest solange wie er sich den aktuellen Problemen seiner Gesellschaft widmet, relativ wenige Schwierigkeiten bei der Gewinnung eines Zeithorizontes und des zugehörigen Zeitquants stellen, da er gezwungen ist, gegenwartsrelevante Forschung zu betreiben, hat der Historiker entschieden grössere Probleme zu gegenwärtigen. Die Frage nach einem Zeithorizont, vor dessen Hintergrund historische Strukturen sichtbar und historischer Wandel greifbar wird, ist vor allem von der französischen Strukturgeschichte der *Schule der Annales.*

Die Anfänge des französischen Geschichtsstrukturalismus, der vom Strukturalismus in Anthropologie und Soziologie, auch dem französischen[7] relativ

6 Herbert Stachowiak, „Gedanken zu einer allgemeinen Theorie der Modelle", in: *Studium Generale,* Jg. 18, Heft 7, 1965, S. 30, vgl. Anmerkung 6.

7 Beispielsweise den Arbeiten von Claude Lévi-Strauss.

unbeeinflusst geblieben ist, reichen bis ins erste Viertel dieses Jahrhunderts und wenn man will noch weiter zurück. Als Gegenbewegung zum vorherrschenden Geschichtspositivismus französischer Prägung initiiert, wie man ihn beispielsweise in den Werken Fustel de Coulanges praktiziert und gelegentlich auch gerechtfertigt findet,[8] versuchte eine Gruppe von Gelehrten um den Literaturhistoriker Henri Berr und den Wirtschaftshistoriker François Simiand die Historie nach dem Muster von Soziologie und Psychologie und unter Verwendung der Methoden dieser Wissenschaften zu einer allgemeinen Wissenschaft des Menschen zu erheben, die nicht nur passiv Fakten registrierend vorzugehen hätte, sondern die immanente Logik der Gesellschaft und ihren Wandel thematisieren sollte. Der Reflex gegen die konventionelle Ereignisgeschichte, die histoire événementielle und die histoire diplomatique, entsprang nicht blossem Unbehagen am Etablierten, sondern wurde epistemologisch gerechtfertigt: Die Beschäftigung mit den kontingenten Erscheinungen der historischen Oberfläche wie den politischen Ereignissen wurde dem Prozess der Verwissenschaftlichung der Historie als im Wege stehend betrachtet, denn im Bereich des Zufälligen lassen sich selbstverständlich kaum Regelmässigkeiten und erst recht keine Gesetze entdecken.

Für den Wirtschaftshistoriker Simiand bildeten die ökonomischen Strukturen und die aus ihnen zu erklärenden Schwankungen von Preisen und Löhnen den Bereich der Fakten, die Geschichte erklären. In der Beobachtung und Erklärung der Preis- und Lohnbewegungen über die Jahrhunderte hinweg sah Simiand die Aufgabe einer auf harten Daten gründenden Historie, in der Statistik eine dieser Aufgabe angemessene Methode. Was dieses Geschichtskonzept jedoch vor allem von dem der Ereignisgeschichte unterschied, war eine Veränderung des Zeithorizontes, der nun auf Perioden langer Dauer, die *longue durée* gedehnt wurde.

Die Gründer der „Annales d'histoire économique et sociale", Marc Bloch und Lucien Febvre haben programmatisch jene Linie zuletzt festgelegt, der sich auch die heutigen Hauptvertreter der Schule der Annales, also beispielsweise Fernand Braudel und auch François Furet, im grossen und ganzen verpflichtet fühlen. Im Mittelpunkt des Interesses stehen Strukturen, die diese Bezeichnung auch aus historischer, d. h. weit zurückblickender Perspektive verdienen. Derartige feste Formen finden sich in der Tat vornehmlich im ökonomisch-sozialen Bereich, zumindest für die Zeit der alten, westeuropäischen Agrargesellschaft bis ins 18. Jahrhundert hinein. Zudem wird allenthalben betont, dass es gerade diese Strukturen seien, die mehr als alle Politik das Leben der Menschen direkt konditionieren; zumindest daran seien Zweifel des Politologen vorweg bereits angemeldet, zumal auf Behauptungen dieser Art der Anspruch des Geschichtsstrukturalismus aufbaut, Universalgeschichte, histoire à part entière[9] zu ermöglichen.

8 Vgl. Fustel de Coulanges, *Histoire des Institutions Politiques de l'Ancienne France*, 6 Bde., Paris 1890, S. XIII, Bd. 5.

9 Vgl. Lucien Febvre, *Pour une histoire à part entière*, Paris 1962.

Der französische Geschichtsstrukturalismus ist selbstverständlich reflektiert genug, als dass ihm der oben nur rudimentär skizzierte Zusammenhang von Zeitbegriff und Strukturbegriff entgangen wäre. Insbesonderen ist sehr wohl die Tatsache bekannt, dass letztlich die Wahl des Zeithorizontes und des Zeitquants darüber entscheidet, was als Wandel und was als Struktur in Erscheinung tritt. Die Kritik am französischen Geschichtsstrukturalismus, zumindest jene deutscher Historiker, [10] die sich vornehmlich an der Tatsache stört, dass dieser Strukturwandel, beispielsweise den Wandel der alten europäischen Agrargesellschaft zur modernen industrialisierten Staatengruppe nicht in den Griff bekommt, statt dessen die Statik von Gesellschaften und deren Stabilität in den Mittelpunkt des Interesses rückt, wird dem strukturalistischen Ansatz nicht gerecht, weil sie seine *theoretische Stossrichtung* nicht begreift. Sie reicht zudem in vielen Fällen nicht an das Niveau der Diskussion im Bereich des französischen Geschichtsstrukturalismus heran. Diesem geht es, kurz gesagt, nicht um die blosse Rekonstruktion temporaler Strukturen, also die Entwicklung narrativer Verlaufsmodelle (wie manche Kritiker und auch Groh stillschweigend voraussetzen); bereits Simiand ging es ja gerade um die Überwindung einer derartigen Geschichte. Das Ziel des Geschichtsstrukturalismus ist weit ambitiöser: Anvisiert ist nicht mehr und nicht weniger als eine Theorie der Geschichte oder, zumindest, Theorien der Geschichte, die sich auf harte, möglichst quantitative Daten stützen. Dies erklärt wohl auch zum Teil jene Begeisterung für den Historischen Materialismus, die im Bereich des französischen Geschichtsstrukturalismus mitunter anzutreffen ist, handelt es sich doch hier wohl um den zur Zeit einzigen Ansatz, „der uns in die Lage versetzt, die gesamte Spannweite der Geschichte des Menschen zu erklären", und das aus fundamentalen ökonomischen Strukturen heraus. [11] Die Probleme des Historischen Materialismus werden dabei sehr wohl nicht übersehen.

Um die Problematik des strukturalistischen Geschichtskonzeptes vollständig würdigen zu können, wäre eine Diskussion der Unterschiede von Theorien und Modellen notwendig, die an dieser Stelle nicht geleistet werden kann. Auf einen gewichtigen Unterschied zwischen der theoretischen Durchdringung von Zusammenhängen und deren Rekonstruktion oder Modellierung hat bereits Habermas [12] hingewiesen: Theorie und Modell schliessen sich *auf derselben Analyse-Ebene* aus. Man kann einen Ablauf rekonstruieren, und dies sogar recht detailliert; das Medium derartiger Modellierung ist in der Geschichte in der Regel die Erzählung. Etwas völlig anderes ist die Analyse der immanenten Logik eines Ablaufes, die meist als Suche nach dominierenden Regelmässigkeiten betrieben

10 So Groh, *op. cit.* (Anm. 5), S. 67 ff.

11 Dies die Beurteilung des Historischen Materialismus von Eric Hobsbawm, „Karl Marx' Beitrag zur Geschichtsschreibung", in Baumgartner/Rüsen, *op. cit.* (Anm. 1), S. 139–161, hier das Zitat von S. 156.

12 Vgl. Jürgen Habermas, *Zur Rekonstruktion des Historischen Materialismus,* Frankfurt 1976, S. 249 ff.

wird. Der Historiker, der vornehmlich an der Rekonstruktion temporaler Strukturen interessiert ist, kann in der Wahl von Zeithorizont und Zeitquant frei verfahren, indem er diese der Geschwindigkeit der von ihm betrachteten Prozesse anpasst. Der rekonstruierende, d. h. in der Regel erzählende Historiker arbeitet mit einem *variablen Zeithorizont.* Jede Geschichtsdarstellung beweist, dass von einer derartigen Adaption der zeitlichen Tiefenschärfe der Betrachtung ebenso oft Gebrauch gemacht wird, wie etwa auch vom Wechsel des historischen Schauplatzes.

Die Theoriebildung kann nicht in derselben Weise mit variablen Zeithorizonten, d. h. einer Zeit, die im Verhältnis zur Kalenderzeit mit wechselnder Geschwindigkeit verläuft, arbeiten, und zwar aus einem einfachen Grund. Theorien sollen Retrodiktion und Prognose leisten. Während die Rekonstruktion temporaler Strukturen ihren Zeitmassstab der Geschwindigkeit des Prozesses anpassen kann, wie sie sich im empirischen Material dokumentiert, darf die Theorie das empirische Material nur zu Zwecken der Validierung verwenden. Ein Beispiel mag dies verdeutlichen. Während in der Retrospektive der Prager Fenstersturz als Beginn des 30-jährigen Krieges festgestellt werden kann und damit in seiner Bedeutung bestimmt ist, war eine derartige Bestimmung den Zeitgenossen selbst nicht möglich, auch wenn sie das Ereignis aus nächster Nähe miterlebt haben. Für die Politische Wissenschaft, die an Theorien interessiert ist und auch für die Strukturalisten in der Historie, die an einer Theorie der Geschichte arbeiten, wäre ein variabler Zeithorizont nur dann brauchbar, wenn nicht die Ereignisse das Zeitquant diktieren, sondern wenn dieses im Rahmen einer Theorie der wechselnden Geschwindigkeiten sozialer Prozesse zu bestimmen wäre. Erst dann liesse sich beispielsweise zeigen, dass zu erwartende Grenzkonflikte zwischen zwei Staaten nicht kontingente Ereignisse sind, sondern den Beginn eines Krieges markieren!

Die Schwierigkeiten sind in der Politischen Wissenschaft hinlänglich bekannt. Die Analyse politischer Prozesse, beispielsweise die Untersuchung der Art und Häufigkeit politischer Ereignisse und ihre Erklärung, wie sie die sogenannte Ereignisanalyse betreibt,[13] wird durch die Verwendung eines fixen Zeithorizontes stark behindert. Die Geschwindigkeit aussenpolitischer Prozesse ist beispielsweise starken Schwankungen unterworfen. Die Verwendung eines dynamischen Zeitquantes in der Analyse politischer Prozesse, wie es Pierre Allan vorgeschlagen hat,[14] ist jedoch nur dann sinnvoll, wenn wie schon betont die jeweilige Adaption des Zeitquants nicht willkürlich geschieht wie in der Geschichtsrekonstruktion (die sich dieses deshalb leisten kann, weil ihr Anspruch ein anderer ist), sondern theoretisch begründet werden kann. Man müsste zu

13 Einen Überblick zum aktuellen Stand der Forschung bietet der Band *Theory and Practice of Events Research,* hrsg. von Edward E. Azar und Joseph D. Ben-Dak, New York 1975.

14 Pierre Allan, *Time and International Relations. Formal Theoretical and Empirical Models,* Manuskript, Genf 1977.

diesem Zweck in der Lage sein, die Geschwindigkeit politischer Prozesse, definiert als Ereignisdichte, aus einem zugehörigen Theorem zu deduzieren. Dies ist für (allerdings sehr kleine) Teilbereiche politischer Prozesse tendenziell möglich. Die Analyse von Eskalationsprozessen und Konfliktsituationen erlaubt es beispielsweise, die Ereignisdichte und damit die Geschwindigkeit des Prozesses an der Struktur des Konfliktes festzumachen.[15] Für komplexere, etwa grössere historische Zusammenhänge ist dies zur Zeit jedoch ganz sicher nicht möglich.

So stellt sich einer systematischen Historie, wie sie der französische Geschichtsstrukturalismus betreibt, ebenso wie der Politischen Wissenschaft das Problem, zwischen verschiedenen möglichen Zeithorizonten und der Länge des zugehörigen Zeitquantes zu wählen, zudem aber, was schwieriger ist, die Wahl zu begründen. Der Geschichtsstrukturalismus und selbstverständlich erst recht die Sozialwissenschaften handeln sich damit (egal, welcher Zeithorizont gewählt wird) den Vorwurf der konventionellen narrativen Geschichte ein, ahistorisch zu verfahren.

Fernand Braudel hat zuerst in „La Méditerranée et le monde méditerranéen à l'époque de Philipp II",[16] später in einem klassischen Annales-Aufsatz[17] eine Typologie historischer Zeiten präsentiert. Die kurze Zeit, die „temps individuel" wäre jene, die in der klassischen Ereignisgeschichte Verwendung findet. Politisch-diplomatische Entwicklungen werden hier sichtbar. Der Horizont der „temps individuel" bewährt sich auch im Alltagsbereich. Dies mag zumindest einer der Gründe dafür sein, dass eine methodisch dem Verstehen, also der spontan-evidenten Identifikation des eigenen (zwangsläufig dem Alltagsbereich entstammenden) mit dem fremden Handeln und Erleben verpflichtete Historie wie selbstverständlich die kurze Zeit unterstellt und als historische Fakten damit unweigerlich die oft geschmähten Ereignisse ins Blickfeld bekommt.

Ein weiterer Zeithorizont ist die soziale Zeit, „temps sociale", vor deren Hintergrund jene Bereiche, die in der kurzen Zeit relativ fix erscheinen, also Strukturen darstellen, ebenfalls in Bewegung geraten. Man hat die Geschichtsforschung, die aus dieser Perspektive den Wandel dieser Strukturen erforscht, auch als „histoire structurale" bezeichnet. Sie ist sicherlich zur Zeit das Hauptarbeitsgebiet des französischen Geschichtsstrukturalismus. Jede Makro-Soziologie oder Makro-Politologie wird jedoch, was nicht übersehen werden sollte, schon aufgrund der Geschwindigkeit des Wandels einen ähnlichen Zeithorizont wählen, weil dieser (mit Ausnahme von Krisenzeiten) nur bei grösserer Tiefenschärfe der Betrachtung überhaupt sichtbar wird.

Zwei weitere Zeiten, die Zeiten langer Dauer (longue durée) und sehr langer Dauer (très longue durée) werden genannt, die geohistorische und biohistorische

15 Einen Versuch dieser Art auf dem begrenzten Gebiet der Eskalationsprozesse im Rahmen internationaler Konflikte bietet ein Simulationsmodell des Autors. Vgl. Dieter Ruloff, *Konfliktlösung durch Vermittlung*, Basel 1975.

16 2. Aufl., 2 Bde., Paris 1966.

17 Fernand Braudel, „La longue durée", in: *Annales ESC*, Nr. 4, 1958, S. 725–753.

Betrachtungen ermöglichen, in den Sozialwissenschaften jedoch allenfalls in der Anthropologie eine Entsprechung besitzen. Problematisch an der Strukturgeschichte Braudels und seiner Schüler ist jedoch nicht die Tatsache, dass gerade die letzten beiden Zeithorizonte für wesentlich gehalten werden, denn dies ist wohl eine Frage des Erkenntnisinteresses. Auch kann Braudel nicht der Vorwurf gemacht werden, dass seine Arbeiten, etwa auch „la Méditerranée et le monde méditerranéen", eine homogene Verknüpfung der verschiedenen Zeithorizonte nicht bieten, [18] weil auch die narrative Historie dies nicht leistet; diese variiert, wie schon betont, den Zeithorizont auf Bedarf, um die Kontinuität des Ablaufs in der Rekonstruktion zu sichern, kann aber die Logik des Wechsels der Geschwindigkeit nicht darlegen. Was am französischen Geschichtsstrukturalismus jedoch nicht überzeugt, ist vornehmlich der Anspruch, allein die Geschichte der longue durée vermöge jene Strukturen aufzuzeigen, die das Leben der Menschen konditionieren, währen der Rest mehr oder weniger Oberbau und Epiphänomen bleibt.

Diese Vorstellung, die in der Tat in geschichtsontologische Bahnen führt, ist umso erstaunlicher, als ja die Vertreter der Strukturgeschichte selbst immer wieder betont haben, dass auch die oft beschworenen historischen Fakten keinesfalls als gegeben angesehen werden dürfen, sondern auf den zugrunde gelegten Zeithorizont und das gewählte Zeitquant hin relativiert werden müssen: „Der Historiker kann sich nicht länger der Einsicht entziehen", so auch Furet, [19] „dass er sich seine ‚Fakten' selbst konstruiert. . .". Gerade auch in dieser Hinsicht nimmt die Strukturgeschichte für sich in Anspruch, eine „Revolution des historischen Bewusstseins" (Furet) eingeleitet zu haben. Wenn man jedoch nicht einen hierarchischen Aufbau der Welt hypostasieren will, so ist der Primat der longue durée durch nichts zu rechtfertigen. Angemessener scheint vielmehr ein Geschichtsmodell, das von einer komplizierten Wechselwirkung zwischen nichtsynchronen, in ihrer Geschwindigkeit sehr verschiedenen Prozessen ausgeht.

Francois Furet sieht denn auch die Aufgabe des Historikers darin, auf allen gesellschaftlichen Ebenen, also auch derjenigen der kurzen Zeit, präsent zu sein; deren differierende Entwicklungsrhythmen müssen aufeinander bezogen und als komplexes Ganzes analysiert werden. Auf diese Weise seien „Elemente einer Universalgeschichte" zu gewinnen. Universalgeschichte aus strukturalistischer Sicht hätte die Rekonstruktion der realen Vielfalt des Geschichtsganzen anzustreben, und zwar nicht in dem Sinne eines kumulativ verfahrenden und Vollständigkeit anvisierenden, maximal detaillierten Geschichtsberichtes, der eine Illusion ist. Die Unmöglichkeit eines derartigen Geschäftes ist hinreichend bewusst. Die Strukturgeschichte ist vielmehr in der eigenen Einschätzung in der Lage, auf der Basis ihrer Kenntnis der relevanten Zeithorizonte die Menge der

18 Dies die Kritik von Groh, *op. cit.* (Anmerkung 5) S. 87 f.

19 Francois Furet, „Die quantitative Geschichte und die Konstruktion der geschichtlichen Tatsache", in: Baumgartner/Rüsen, *op. cit.* (Anm. 1), S. 97–117, hier S. 108.

relevanten Fakten zu bestimmen, die in eine derartige Ereignisgeschichte einzugehen hätte, da sie diese Fakten überhaupt erst konstituiert. Eine derartige Auswahl von Fakten kann jedoch nur dann mit dem Anspruch auftreten, Universalgeschichte abzubilden, also die Totalität des Geschichtsganzen zu repräsentieren, wenn sich die Auswahl jener drei oder vier Zeithorizonte von einer Vielzahl anderer möglicher Zeithorizonte plausibel machen liesse. Dies könnte allein in einer Theorie des sozialen, ökonomischen und politischen Wandels geschehen, die systematische Beziehungen zwischen den Prozessen auf den verschiedenen zeitlichen Ebenen aufzuzeigen hätte. Dies leistet der französische Geschichtsstrukturalismus momentan noch nicht. Selbst der Historische Materialismus bietet in dieser Hinsicht zur Zeit mehr, wenn darzulegen versucht wird, wie das endogene (langsame) Wachstum des kognitiven Potentials der Menschheit sukzessive zu strukturellen Unvereinbarkeiten zwischen Produktionsverhältnissen und Produktivkräften führt, die periodisch zu (raschem) Strukturwandel führen mit den entsprechenden krisenhaften Reflexen im Bereich des politischen Tagesgeschehens. Es braucht nicht darauf hingewiesen werden, wo die Schwächen einer derartigen Sicht liegen. Vor allem wird sie der Komplexität der Zusammenhänge ganz sicher nicht gerecht.

Was Zeitbegriff und Strukturbegriff anbelangt, so scheinen die Sozialwissenschaften, vornehmlich aber die Politologie, für einmal der Historie gegenüber ein starkes *Defizit an Reflexion* aufzuweisen. Dies wird vor allem am Beispiel der *Ereignisanalyse* deutlich, die wie kein zweiter Bereich der empirischen Forschung erkennen lässt, dass auch in den Sozialwissenschaften im strengen Sinne *keine Daten gesammelt,* sondern *Fakten konstituiert* werden! Vornehmlich die Fixierung auf eine Quellengattung, nämlich die Tageszeitungen, entscheidet implizit bereits über die Wahl des Zeithorizontes und des Zeitquants und damit jene Art von Ereignissen, die als Fakten überhaupt in die Sammlung der Daten eingehen, und zwar grundsätzlicher noch als die Auswahl der zu analysierenden Zeitschriften, die immerhin noch auf Repräsentativität geprüft werden kann! [20] Wenn der Forscher sich schon aus Sachzwängen der Datenerhebung heraus die Zeitperspektive eines Redakteurs der Nachrichtenseite aufnötigen lassen muss, so sollte er sich dessen zumindest bewusst sein. Vielfach muten die Aktivitäten im Bereich der Ereignisanalyse jedoch wie der naive Versuch an, das Geschäft des Idealen Chronisten [21] mit Hilfe der modernen Datenverarbeitung bewältigen zu wollen. Vor allem bei der Auswertung der so gesammelten Daten tut Reflexion

20 Vgl. die Ausführungen von Azar in Azar/Ben-Dak, *op. cit.,* (Anm. 13), S. 3 f.

21 Arthur C. Danto, *Analytische Philosophie der Geschichte,* Frankfurt 1974, vgl. S. 241 f. Der Ideale Chronist ist bei Danto eine fiktive Gestalt, ein Danto'scher Dämon quasi, der die Fähigkeit der instantanen Transkription besitzt: Er notiert permanent alles Geschehen schlechthin. Danto zeigt in einer Diskussion des Nutzens derartiger Fähigkeiten, dass allein die Beseitigung der technischen Schwierigkeiten in der Datengewinnung noch keine Garantie für eine sinnvolle Arbeit ist. Eine Ideale Chronik wäre nach Danto nämlich schlechthin unbrauchbar, weil allein eine chronologische Ordnung der notierten Ereignisse keine sinnvollen Möglichkeiten des Zugriffs auf die Daten erlaubt.

not. Man wird sich darüber klar sein müssen, dass auch die Ereignisanalyse nur ein kleines Spektrum von Ereignissen präsentieren kann, nämlich solche kurzer Dauer. Ohne die parallele Verwendung anderer, möglicherweise harter Daten, die Entwicklungen längerer und langfristiger Veränderung abbilden, müsste die Ereignisanalyse genau jene Kritik mit aller Härte treffen, die an der Ereignisgeschichte inzwischen generell für allzu berechtigt gilt: dass nämlich an Oberflächensymptomen nach Regelmässigkeiten geforscht wird, die dort ganz sicher nicht erwartet werden dürfen.